

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 64.

Mittwoch, 17. März.

1915.

(21. Fortsetzung.)

Dore.

Roman von E. Krieberg.

Nachdruck verboten.

„Er soll sich heute entscheiden!“ hatte Frau von Grening gesagt, — eine Himmelangst erfasste Dore, wenn die Eltern sie zusammen tanzen sahen!

„Ich bitte dich, Heinz, las mich . . .“ Da blickte sich Liddy in der Saaltür nach ihnen um. Sie blieb stehen und betrachtete Dore mit einem spöttisch mitleidigen Blick. In demselben Augenblick hob Dore mit der gleichen energischen und ruhig sicherem Bewegung den Kopf, wie gestern im Gewächshaus. Sie legte die Hand auf Heinz' Arm und ließ sich von ihm in den Saal führen.

Ein Lammel der Wut erfasste Liddy, sie tanzte nicht, sie roste wie eine schöne Furie durch den Saal. Schließen hatte nur einmal im Leben mit einer jungen hübschen Biemeerin drunter in Spanien so getanzt, wie jetzt; sein Blut begann zu sieden, er verlor alle klare Besinnung, weder Heinz' Warnung noch sein eigenes Engagement hielten ihn davon ab, sich Hals über Kopf in das nach ihm ausgeworfene Netz zu stürzen.

Heinz hatte Dore trotz ihres Sträubens fest an sich gezogen, aber während er sich mit voller Seele dem Tanz hingab, vergaß er nicht einen Augenblick, daß das zarte Geschöpf an seiner Brust der Schönung bedürfe, sein starker Arm trug sie fast über das Parkett. —

„Was wird deine Mutter sagen?“ sorgte sich Dore, als sie hochatmend stehen blieb.

„Sie wird furchtbar schelten“, neckte er, „komm, daß wir um Verzeihung bitten!“ Aber sie schwelt nicht, sie strich dem Pflegelöchterchen leise mit der Hand übers Haar. „Das ist recht, Kind, fröhlich sein mit den Fröhlichen.“

Und wieder mußte Dore denken, daß eine ganz besondere, bewußte Zinnigkeit in ihrer Stimme und ihrer Benützung läge.

Die jungen Damen suchten Dore auf, sie waren empört über Liddy, die ihnen mit ihrer Koketterie die Herren wegknippte. „Sie ist so ganz anders wie ihre Verwandten hier! Ist's denn wahr, daß Heinz Grening sich um sie bemüht? Du mußt's doch wissen, Dore, du bist ja seine Vertraute! Er hat doch offenbar nur mit dir getanzt, um sie zu ärgern, sie war außer sich, kann ich dir sagen! Wenn er sie heiratet, brechen wir den Verkehr mit ihm ab, Mama sagt, sie sähe aus wie eine Halbweltdame . . .“ So schwirre es um Dore herum, daß sie sich hätte die Ohren zuhalten und entfliehen mögen. Endlich nahm die alte Exzellenz sie in Beschlag.

Frau von Bühl, eine leidenschaftliche Blumenliebhaberin und Züchterin, hatte von Dores Erfolg auf der Ausstellung gehört und gratulierte ihr in warmen Worten. Es dauerte nicht lange, so waren die beiden mittan im Festestrubel in ein Gespräch über Konferenzucht und Frühbeetkultur vertieft. Herr von Bühl trat hinzu einige ältere Herren und Damen der Nachbarschaft schlossen sich noch an, schließlich war ein großer Kreis von Gartenfreunden und Landwirten

um Dore versammelt, und die kleine Gärtnerin hatte eine vollwichtige Stimme unter ihnen.

Hier waren Titel und Rang Nebensache, hier galten allein Wissen und solide Tüchtigkeit, und darin war Dore den Aristokraten ebenbürtig. Man achtete sie um ihrer selbst willen, und als der alte Herr von Grening, der eine Weile den Ausführungen der Gartenfreunde stillschweigend zugehört hatte, zu seiner Gemahlin trat, meinte er vergnügt: „Vielleicht ist's recht gut, daß es so gekommen ist; sie wird ihren Platz als Frau von Grening in der Gesellschaft schon auszufüllen wissen.“

Heinz tanzte so eifrig, wie es die jungen Mädchen nur wünschen konnten, da war mehr als eins, daß sich heimlich Hoffnungen auf ihn machte, aber als die Büttepause kam, eilte er wieder zu Dore: „Ich hoffe, du erkennst dich meines Hungers, Dorchen.“

Er hatte sie in seinem Leben nie anders als Dore genannt, sie sah ihn ordentlich erschrocken an, und als sie in sein lachendes Antlitz blickte, überfiel sie wieder die ratlose Verlegenheit, die sie in letzter Zeit immer verspürte, wenn sie mit ihm allein war.

„Etwas Hummersalat, bitte, und wenn es sein kann, ein wenig kalte Rebhuhnpastete. Ich sorge indessen für den Wein; dort den kleinen Edelfisch habe ich für uns reserviert.“

Dore war aufs höchste bestürzt. Das ging doch um die Welt nicht, er provozierte ja geradezu die Gäste seines Hauses: sie war doch nicht eine Respektperson für ihn oder seine Braut! Aber er war bereits davongeeilt, ihr die Sorge für die Speisen überlassend. Gehabt das alles, um Liddys Eiferfucht zu reizen?

Mit zitternden Händen füllte sie die Teller mit den gewünschten Sachen, und in jeder Hand einen, suchte sie sich so geschickt wie möglich durch das Gedränge um das Bütte zu schieben. Heinz stand bereits an dem bezeichneten Tisch, die Gläser füllend. Er winkte ihr. Unmittelbar hinter Dore kam Liddy; sie sah das Zeichen, das Heinz Dore gab, im nächsten Augenblick war das weiße Kleid Dores von oben bis unten mit Himbeersaft übergossen.

„Barmherzigkeit! — Was ist passiert? — Sie haben mich gestohlen, Fräulein Werlich, die ganze Himbeersaice von meinem Teller ist auf Ihr Kleid geflossen! — Was nun? — Das schöne Kleid! Sie werden ja gar nicht in der Gesellschaft bleiben können in diesem Zustand.“ Und Liddy rieb mit ihrer Serviette hastig an Dores Kleid umher, um die Himbeersaice so breit wie möglich auseinander zu streichen.

Dore war leichenblaß: „Bitte, lassen Sie das, ich benötige Ihrer Hilfe nicht.“

Heinz kam herzugeeilt. „Was ist denn geschehen?“ rief er bestürzt, als er die Tränen in Dores Auge sah.

„Bitte, nimm mir den Teller ab, ich muß gleich nach Hause gehen.“

„Denke mir, Bette, wie gräßlich, Fräulein Werlich stieß mich aus Versehen und da . . .“

„Geben Sie sich keine Mühe, gnädiges Fräulein“, schnitt ihr Dore kalt das Wort ab, „die Sache ist viel zu kindisch, als daß man ihretwegen noch ein Wort verlieren sollte“, und ohne sich weiter um sie zu kümmern, eilte sie hinweg.

Heinz stand vor Liddy und maß sie mit einem verachtenden Blick. In diesem Augenblick erkannte sie klar, daß ihr Spiel verloren war.

„Wir werden nachher darüber sprechen“, sagte er schroff.

„Du mußt mir zugeben, daß ein solch kleines Versehen nicht eines solchen Aufhebens würdig ist.“

Er hob mit einer verächtlichen Gebärde die Hand: „Doch das, es kommt nichts Gutes für dich dabei heraus“, und einen Schritt nähertrgend, fuhr er mit Betonung fort: „Erinnerst du dich noch deines eigenen gestrigen Ausspruches, daß Menschen nicht so lange zusammenbleiben müßten, bis sie einander zur Last werden? Vielleicht denkst du, einmal darüber nach!“

Sie zuckte zusammen wie unter einem Bäckerstreich. Wie, er hieß sie gehen? Nein, er warf sie gewissermaßen aus seinem Hause, um dieser, dieser, obskuren Person, dieser Bauerndirne willen?

Die Szene war in dem heiteren Trubel nicht bemerkt worden, und Dore gelangte ungesiehen in die Garderothe. Sie riss selber Mantel und Kapuze vom Ständer und ließ dem Mädchen kaum Zeit, sie ihr umzulegen; sie hatte nur den einen Gedanken, ungesiehen hinweg zu schlüpfen.

Es war eine wunderschöne Herbstnacht, kalt und klar. Der Mond stand schon tief am Himmel, aber die Sterne flimmerten so hell und rein wie an einem Winterabend. Dore huschte die öden Parkwege entlang. Sie hatte den Abend trotz ihrer inneren Unruhe fröhlich verbracht. Die Güte Frau von Grening, die halb schelmischen Zärtlichkeitssbeweise des alten Herrn, das ehrliche Wohlwollen der Gäste hatten sie die trübe, unklare Gegenwart vergessen lassen und eine stillselige Augenblicksstimmung in ihr erzeugt. Und dann der Tanz mit Heinz, von seinem Arm umschlungen — ein Schauer des Glücks rann durch ihren Körper, wenn sie daran dachte.

Und nun hatte der schöne Abend ein so unwürdiges Ende genommen! Sie befand sich hier auf der Flucht vor den albernen Feindseligkeiten einer eifersuchtsvollen, ränkesüchtigen Frau. Jetzt war die Bahn für Liddy frei, und sie konnte die Eroberung des Bettlers ungestört forschzen. Ob Heinz auch nun noch ihren Reizen zu widerstehen vermögen würde, da sie, Dore, aus dem Wege war?

Unter dem Einfluß dieses Gedankens lief sie wie geheftet dahin. Ein Grauen schlich sich in ihr Herz, sie fürchtete sich in den düsteren Gängen des Parks wie ein kleines Kind im Finstern. Sie, die jeden Fußbreit Erde ringsumher, ja jeden Baum und Strauch kannte, erfuhr jetzt vor dem bloßen Schatten, der über den mondbeschienenen Weg fiel. Es erschien ihr alles so fremd, die Scheiben der Warmhäuser blitzen fast feindselig zu ihr herüber, die weißen Beeren an den Eisbeersträuchern schimmerten wie gefrorene Tränen an den kahlen Zweigen, und von den Ästen der Stein-Eichen hingen einzelne Bündel welker Blätter wie schwarze Felsen einer zerrißnen Trauersahne herab. Von Zeit zu Zeit trug ein Windstoß die Tanzmelodien aus dem Schloß herüber, dann schauerte Dore fröstelnd zusammen, und das Gefühl des Verlassenseins griff mit kalten Fingern an ihr Herz. Sie hätte laut aufweinen mögen vor Jammer und Weh.

Auf einmal hörte Dore Schritte hinter sich; sie erkannte sie sofort; trotzdem lief sie nur schneller vorwärts, sie fühlte sich außerstande, jetzt mit dem zu sprechen, der ihr nachgeeilt war. In der Hoffnung, daß der dunkle Laubengang sie seinen Blicken verborgen gehalten habe, drückte sie sich vollends in den Schatten eines Gebüsches und wartete mit verhaltenem Atem, daß er vorübergehen sollte. Aber er hielt gerade vor dem Strauch, hinter dem sie stand, still.

„Ein Jäger hat gute Augen, Dore!“ meinte er mit einem Auflachen, das gezwungen klung. „Kommt nur heraus!“ Langsam trat sie ihm entgegen.

„Was begleitest du mit dem Verbergen, Dore?“ fragte er mit unverkennbarer Schärfe in der Stimme. „Dich vor mir verbergen? Vor mir? Nie hätte ich das für möglich gehalten. Was soll das alles? Früher ist nie etwas Unklares zwischen uns gewesen, nie ein Missverständnis, und jetzt weiß ich überhaupt nicht mehr, wie ich mit dir daran bin. Einmal so — einmal so!“

Sie hörte, wie erregt er war, und das Herz schlug ihr voll Bangigkeit bis in den Hals hinein.

„Willst du mich strafen für Liddys Bosheiten?“ fragte er unvermittelt, und plötzlich platzte er, seinem Ingrium Lust machend, heraus: „Ich könnte, weiß Gott, das Geschöpf mit meinen Händen zügeln!“

„Heinz, mäßige dich! Ich versichere dir, es ist mir nicht nahe gegangen, was Liddy mit persönlich angetan hat, aber“ — sie trat zu ihm heran und fasste seine beiden Hände —, „Heinz, ich ängstige mich um dich! Du liebst deine Cousine, und du darfst sie doch nicht heiraten!“

„Wie, mit einemmal?“ rief er betroffen von dem unvermittelten Ausbruch. „Früher hast du getreulich Liddys Freiwerber gemacht!“ Aber dann übermannte ihn der Zorn. „Also immer noch diese fixe Idee, trotz allem, was ich dir gesagt habe. Höre, Dore, was hast du dir denn eigentlich dabei gedacht, wenn ich dir wieder und wieder versicherte, ich würde nie ein andere Frau heiraten als dich? Ein Wort, leichtfertig und gebetenlos in den Wind gesprochen, die Rede eines gewissenlosen Menschen, nicht wahr? Was bin ich denn in deinen Augen? Ein Schelm? Ein schlechter Kerl?“

„Nein, der pflichttreueste, gewissenhafteste Mensch unter der Sonne und der gütigste obenein, dem es Bedürfnis ist, an arme Bedürftige Almosen auszuteilen. Über Heinz, ich mag kein Almosen, ich mag kein Bettler sein, wie ich dir schon einmal sagte. Ich bin überhaupt nicht so bescheiden, wie du denkst, ich weiß ganz genau meine Rechte zu wahren. Du hast deine Lebensführung freiwillig von meiner Zustimmung abhängig gemacht gut, das akzeptiere ich, solange meine Person dabei aus dem Spiel bleibt. Deine Eltern wünschen, daß du dich heute über deine Zukunft entscheidest, und ich sage dir, sollte deine Entscheidung auf Liddy fallen, so werde ich nicht leiden, daß du sie heiratest, ebensoviel wie mich. Mit meinem Willen bekommst du weder das Fräulein von Grening noch die Dorfgärtnerin. Verlange einen Aufschluß von deinen Eltern, du hast Recht, zu warten und in Ruhe zu wählen.“

(Worterbung folgt.)



Manche Menschen glauben Geschenke zu machen, wenn sie ihre Schulden bezahlen. Gertrud Wolff-Hirschberg.

Der Überglauke der Soldaten.

Krieger, die aus dem Felde zurückkehrten, wissen zu berichten, daß unter den Soldaten sich ein Überglauke eingebürgert hat, der wohl immer da war, wenn es galt, Krieg zu führen. Jedes Handwerk, das Gefahren mit sich bringt, zeigt auch seinen Überglauken. So weiß man, daß der Jäger unzufrieden ist, wenn er des Morgens eine alte Frau trifft; so weiß man, daß der Bergmann im Schachte nicht um eine Welt einen Fluch austößt, aus Angst vor den schlagen den Wettern, und daß der Seemann, wenn er es vermeiden kann, am Freitag nicht afsächt. Kein Schiff der Welt ist wohl jemals am Freitag vom Stapel gelassen worden, denn das würde den Untergang des Schiffes bedeuten. Unsere Soldaten haben nun auch einen Überglauken, der ihnen noch mehr Mut und Zuversicht gibt. Man hat erzählt, daß jeder Soldat, der in den Kampf zieht, vorher drei Gegenstände von sich weisen muß. Nun ist es ja nicht immer leicht, drei Gegenstände entbehren zu können, aber man sieht am An-

bruchstage Spiegel, kleine Kämme, Knöpfe und vor allen Dingen Spielkarten, von denen man meint, daß sie die Augeln anziehen. Geldstücke hingegen haben die Eigenschaft, die Augeln abzuwehren, und der Soldat geht nicht gern in die Schlacht, wenn er nicht mindestens einen harten Taler bei sich hat. Gebetbücher sind der beste Schutz; man hat gesehen, daß die Soldaten, die kleine Gebetbücher bei sich trugen, von einem unvergleichlichen Mut und einem blinden Draufgängertum waren. Ein Offizier, der einem biederem Schlesier fast das ungestüme Vorstürmen verbieten mußte, sagte nach der glücklich beendeten Schlacht, in der die Russen zurückgetrieben wurden und ausrißen wie Schafe: „Menschenkind, Sie glauben wohl, daß Sie keine Kugel treffen kann?“ Der Schlesier lachte herzlich, und sagte dann mit unerschütterlicher Ruhe und Überzeugung: „Das kann se och nich. Ich hab ja mein Bichel bei mir.“ Damit war das Gebetbuch gemeint, eine kleine Ausgabe von einem Gebetbuch, die er in der Brusttasche trug. Die Juden glauben auch vielfach an die schützende Kraft des Gebetbuches, das sie freilich nicht in Form eines Buches, sondern einer Rolle bei sich tragen, wie man diese Rollen auch an der Tür der Wohnungen sehen kann. Zum Patrouillendienst in den Karpathen meldeten sich, wie ein Major berichtete, immer Juden, obgleich jeder Soldat weiß, wie ungeheuer gefährlich der Dienst ist. Und als es zum Streiten ging, da sah der betreffende Major, wie die Juden die kleine weiße Rolle aus der Tasche zogen, sie an die Lippen drückten und wie die Lawinen vorstürzten; sie gingen drüff, wie man sagt, und lehrten sich nicht an Geschützdonner, nicht an die Vajonette, die der Feind ihnen entgegenhielt. „Kinder“, sagte der Major, „Ihr denkt wohl, euch kann kein Feind etwas anhaben?“ Und der eine nahm die weiße Rolle aus der Tasche, hielt sie wieder an die Lippen und sagte: „Das schützt uns vor aller Gefahr. Und wenn wir fallen, so sind wir sofort tot und werden nicht nur angeschossen.“ Der Major sah sich das kleine Ding genauer an; es war auf gelbes Papier geschrieben, mit eigenartigen krausen Zeichen bedekt, die er sich nicht erklären konnte. Aber der Besitzer las ihm diese Zeichen vor und übersehnte sie; es war das tägliche Gebet der Juden, etwa dem Vaterunser zu vergleichen. Auch ein eigenartiges Antulett, das sogenannte Schild Davids, die beiden verschlungenen Dreiecke, werden von den Juden häufig als Mittel gegen den Feind getragen.

In den Jahren 1866 und 1870, so entnehmen wir aus den Berichten der damaligen Zeit, glaubte man an die Wirkung eines wunderältigen Briefes, den fast alle Soldaten bei sich trugen. Dieses Schreiben wurde den Betreffenden von befreundeter Seite zugestellt, und der Besitzer mußte den Inhalt geheim halten. Ein preußischer Offizier schrieb im Jahre 1870 in der „Gartenlaube“ folgendes: „Ich muß bemerken, daß ich schon oftmals unter den Mannschaften verschiedener Regimenter von einem noch heutzutage vorhandenen wunderältigen Briefe höre sprechen hören. Er soll angeblich im dreihundertjährigen Kriege unter den Landsknechten verbreitet gewesen sein und die Eigenschaft besessen haben, seinen Eigentümern unverwundbar zu machen. So kam das Jahr 1870 und mit ihm der deutsch-französische Krieg. Mein Regiment wurde gleich anfangs mobil und sollte am 27. Juli, früh um 5 Uhr, abmarschieren. Ich hatte gerade meine Marschttoilette vollendet und stand im Begriffe, mich auf den Sammelplatz der Kompanie zu begeben, als ein etwa achtjähriger Junge, ohne zu nlopfen, in meine Stube trat, mir einen Brief über gab und sich, ein kleines Trinkgeld ausschlagend, schleunigst entfernte. Da ich der Überzeugung war, der Brief enthalte eine Rechnung, so stieckte ich ihn, um mir die letzten Momente in der Garnison nicht zu verbittern, ungelesen zu mir und öffnete ihn erst während des Marsches. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich statt der Klagen eines durch den Ausmarsch der Truppen hart betroffenen Kaufmanns jenes Schreiben entdeckte, von dem die Soldaten zu berichten wußten. Ein Teil seines Inhalts lautete: Ein Brief aus Holstein gesandt, und das Motto: „Der Glaube muß dabei sein, aber der Brief tut's nicht allein.“ Der Brief ist vom Himmel gesandt und in Holstein gefunden worden Anno 1597. Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben und schwieg über dem Laufbeden zu Rüdnau. Sowie man ihn ergreifen wollte, wischte er zurück bis 1591, wo jemand den Gedanken fachte, ihn abzuschreiben und der Welt mitzuteilen. G. G. L. G. K. Das sind die heiligen Wunder, und wer diesen Brief bei sich trägt, kann nicht bezwungen werden und seine Feinde können ihm nichts antun.“

Berg- und Winterkämpfe. Die heldenhafsten Kämpfe in den vereisten Schlachten und Bergstürzen der Karpathen, wo besonders die der Bergschwierigkeiten ungewohnten deutschen Truppen fast übermenschliches leisten, haben ebenso wie die rücksichtslos durchgeföhrten Winterfeldzüge überhaupt nur wenig Analogien in der Weltgeschichte der Kriege. Den ersten Kampf im Schnee und Eis der Berge wagte wohl der durch seine Grausamkeit — seine Annalen erzählen nach Hommel in eintöniger Wiederkehr, wie er gefangenen Rebellen und Feinden die Haut abziehen ließ, während Frauen und Kinder verbrannt wurden — berüchtigte Asyrrerkönig Assurnasirpal im 8. Jahrhundert v. Chr., allerdings mehr der Rot gehorrend als dem eigenen Triebe, denn er war in den Hochgebirgen Armeniens, dem Land Urartu der Keilschriftzeichen, abgeschnitten worden und mußte sich im strengsten Winter durchschlagen. Es gelang ihm, wie später den Zehntausend unter Xenophon der Marsch durch die tiflischen Berge, aber der Guerillakrieg mit den oft-kundigen Gebirgsbewohnern rieb fast das ganze Heer außer der nach dem Brauch des Orients steis geschonten Garde auf. Dies Ereignis steht in der Kriegsgeschichte des Altertums lange vereinzelt da, denn man beschränkte sich bis auf die römische Zeit ebenso wie das ganze Mittelalter hindurch auf Sommerfeldzüge; erst seit Julius Cäsar und Kaiser Augustus wagte man, die Truppen auch im Winter an den Feind zu bringen. Leider wissen wir zu wenig von den schweren und nach den ausdrücklichen Angaben der römischen Schriftsteller höchst verlustreichen Feldzügen gegen die Alpenvölker; es ist aber eine weltgeschichtliche Tatsache, daß den Römern gelang, was keinem nach ihnen in vollem Umfange — die Unterwerfung der Schweiz. Schon Hannibal hatte hier freilich eine steis bewunderte militärische Glanzleistung vollbracht, den Übergang über den Großen St. Bernhard mit afrikanisch-spanischen Truppen und sogar mit Elefanten; Schwarzs und des ersten Napoleons Forcierung der Hochgebirgsplätze können damit nur schwer den Vergleich aus halten. Aus der neueren Zeit ist der erste berühmte Winterfeldzug der des Großen Kurfürsten gegen die Schweden, in dem er im Januar 1679 sein Heer über das zugeforene Frische und Kurische Haff führte; dann war es Friedrich der Große, der auch vom Winterlager aus die Feldschlacht wagte. Ein Meisterstück seiner Strategie bleibt immer die Schlacht bei Leuthen, einem Dorfe westlich von Breslau, an dem bitterkalten 5. Dezember 1757. Wie schwer der König selbst sein Wagnis einschätzte, gegen die auf eisbedeckten Höhen verschanzten Österreicher angustürmen, zeigt seine Anrede an einen Offizier vor Beginn des Kampfes: „Ich werde mich heute bei der Schlacht mehr ausspielen als sonst. Er mit seinen 50 Mann soll mir zur Dedung dienen. Er verläßt mich nicht und gibt acht, daß ich nicht der Kanaille in die Hände falle. Bleib ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen.“ Ein Meister des Winterfeldzugs war Napoleon I.: die „Sonne von Austerlitz“ (2. Dezember 1805) war seinen Marschällen und Soldaten ebenso unvergänglich wie das „blutige Schneegestöber“ von Preußisch-Eylau im Februar 1807, der ersten Schlacht, in der Napoleon keinen Erfolg buchen konnte. Die Tragödie auf den Eis- und Schneefeldern Russlands zeigte die ungeheuren Schwierigkeiten eines Feldzuges im winterlichen Klima, während Blüchers Rheinübergang bei Caub in der Neujahrsnacht 1813 und die anschließenden Winterkämpfe ebenso wie 1870/71 die Schneeschlachten bei Orléans, Le Mans und an der Lorraine und wie der jetzige Winterfeldzug den Beweis lieferten, daß auch „General Winter“ kein unüberwindlicher Gegner ist. Das hatte auch schon der „Weltentführer“ Timur gewußt, als er 1407 mitten im Winter über die Hochgebirgsplätze des Hindukusch in Indien einbrach — ein den Hannibalzug in Schatten stellendes Wagnis, das ihn freilich zwei Drittel seines an 300 000 Mann starken Heeres geflost haben soll. Noch niemals aber ist in der Kriegsgeschichte der Völker ein so langes und erbittertes Winterkrieger zu verzeichnen gewesen, wie es jetzt in den Karpathen und auf allen Kampfschauplätzen des Weltkrieges ausgefochten wird.

Der Skl im Kriege. Während der Winterkämpfe in den Vogesen ist des öfteren in den Generalstabberichten von Gefechten zwischen Patrouillen auf Skatern die Rede gewesen, und unsere Militärskiläufer leisten den für diese Art des Kampfes besonders ausgebildeten französischen Alpenjägern erfolgreich Widerstand. So neuartig uns diese Kampfform anmutet, so ist sie doch uralt, wie ein Aufsatz der "Times" ausführt, die die Aufmerksamkeit der sportliebenden Engländer auf den militärischen Gebrauch der Skis lenkt. In dem Nordischen Museum zu Stockholm ist ein Runenstein aus Uppland aufgestellt, auf dem in rohen Umrissen die Gestalt eines Kriegers auf Skatern eingekrak ist. Der Krieger ist ein hältiger Mann, der einen kegelförmigen Helm trägt, seine Waffe ist ein Bogen so grob wie er selbst und so dick wie sein Schenkel. Seine Nachkommen waren es wahrscheinlich, die mit Gustav Adolf in den Krieg zogen, als er einen systematischen Gebrauch von den Skiläufern während seiner Feldzüge mache. In Norwegen sind die Deute so mit dem Skl verwachsen wie die Kosaken mit ihren Pferden, und Regimenter von Skiläufern wurden dort schon sehr früh, bereits im Mittelalter, eingerichtet. Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts bilden die Skiläufer einen Teil des stehenden Heeres in Norwegen, und diese merkwürdige Truppe erregte so große Aufmerksamkeit, daß sie 1799 sogar im Gothaischen Almanach genau beschrieben wurde. Wir erfahren dort, daß das "Skilöper-Corps" aus 960 Mann bestand, die in zwei Bataillone geteilt waren. Sie waren mit Musketen bewaffnet und mit biden, außerst langen eisernen Stöcken, die ihnen, wie es heißt, „nicht nur viele Vorzüglichkeiten verschaffen, sondern auch als Ladestöcke für die Muskete dienen, wenn sie feuern.“ Die Vorzüge des Skls für den Soldaten werden dann in lebhaften Farben geschildert. „Der Skiläufer ist sehr schwer zu treffen, denn diese Männer, die überall verteilt sind, erscheinen mit der Schnelligkeit des Blitzen, schießen auf den Feind, ohne daß sie für ihr Gewehr eines Sichtpunktes bedürfen, und verschwinden im selben Augenblick, um an einem andern Ort wieder aufzutauhen. Sie sind nicht abhängig von den Hauptstraßen, sondern überall auf dem gefrorenen und beschneiten Gelände ist für sie der Weg; sie können sogar leicht und schnell über Moore, Seen und Flüsse eilen, selbst wenn diese nur leicht zugefroren sind. Deswegen hat der Skiläufer im Winter nicht seinesgleichen als Beobachter, als Überbringer von Meldungen oder, wenn es gilt, einen fliehenden Feind zu beunruhigen.“ Seit diesem Loblied auf den skilaufenden Soldaten hat sich die Taktik sehr verändert; aber im großen und ganzen treffen noch heute diese Vorzüge für den Kampf im Winter und besonders im Gebirge zu. Dem modernen Gewehr ist freilich der Skiläufer unendlich mehr ausgesetzt als dem schwerfälligen Vorderlader, und er muß jeden Farbenfleck an seiner Uniform und seiner Ausrüstung vermeiden, wenn er nicht auf dem leuchtenden Hintergrund des Schnees dem Feinde ein vorzügliches Ziel bieten will. Die Italiener haben heute keine Bataillone von Skiläufern, sondern sie geben jeden Kompanie ihrer Alpentruppen und Gebirgsartillerie einige möglichst tüchtige Skiläufer bei. In Frankreich hat man seit 10 Jahren dem militärischen Skilauf die größte Aufmerksamkeit zugewendet. 1904 wurde eine Militärschule für Skiläufer in Briançon errichtet, und hier erhalten die Alpenjäger ihre Ausbildung. Die Engländer kennen und lieben zwar den Skisport, aber zwischen dem sportähnlichen Skilauf und dem militärischen besteht ein großer Unterschied. Der Skisoldat muß verstehen, Deckung zu suchen und dabei doch mit seinen Nebenmännern in Verbindung zu bleiben; er muß ebenso schnell wie sicher laufen und sich in der schneebedeckten Gebirgswelt gut orientieren können. In Norwegen führt jeder Militärskiläufer Nahrungsmittel für 4 Tage, ein Teil eines Beltes und ein Werkzeug, z. B. einen Spaten, außer seiner persönlichen Ausrüstung mit sich.

Was die Türken-Medaillen erzählen. Der kriegerische Geist und die jähre Tapferkeit, die die Türken jetzt wieder zeigen, haben schon ihren Ausdruck gefunden in den künstlerischen Darstellungen der Türkentriege, in denen die Meister trotz ihrer Abneigung gegen den Feind der Christenheit doch den Türken als einen mächtigen und schwer zu überwindenden Gegner anerkennen muhten. Besonders auf dem Gebiet der Medaillenkunst haben sich die vergangenen Jahrhunderte viel mit den Türken beschäftigt und interessante Erinnerungen an alle wichtigen historischen Ereignisse festgehalten.

Wie sich die Kämpfe des Abendlandes gegen die Türken in den Darstellungen der Medaillen spiegeln, zeigt auf Grund eines reichen Materials Max Bernhart in den von Professor Biermann herausgegebenen Monatsheften für Kunsthissenschaft. Mohammed II., der Groberer Konstantinopels, war ein groher Verehrer der abendländischen Kunst und ließ eine Reihe bedeutender Bildhauer und Maler Italiens, darunter auch Gentile Bellini, an seinen Hof kommen. Ein vorzügliches Portrait von ihm bietet die Medaille des florentiner Bildhauers Bertolbus, des berühmten Schülers von Donatello und Lehrers von Michelangelo. Auf der Rückseite ist der Sultan als Triumphator dargestellt, der die eroberierten Reiche, durch nahte gefesselte Frauengestalten verkörpert, an einem Seil hinter sich herzieht. Eine andere, an die Schule des großen Antonio Pisano gehörende Porträtmédaille des Groberers, stammt von der Hand des oberitalienischen Künstlers Constantius. Beide Bildnisse sind wohl in Konstantinopel nach dem Leben geschaffen worden, denn der Sultan sieht sich fühnen über das Verbot des Korans hinweg, der alle Porträtdarstellungen für sündhaft erklärt. Im 16. Jahrhundert wurde die drohende Unheilswole am östlichen Horizont für die Christenheit immer größer und dunkler. 1521 fiel Belgrad, „der Schlüssel zu Ungarn“, ohne viel Widerstand in die Hände der Türken; 1526 wurde das tapfere ungarische Heer bei Mohacz von der türkischen Übermacht aufgerieben. Zur Erinnerung an diese Schlacht schuf Michael Hohenauer eine schöne Medaille, deren Vorderseite die Brustbilder des in der Schlacht entrunkenen Königs Ludwig II. von Ungarn und seiner Gemahlin Maria zeigt, während auf der Rückseite der erbitterte Reiterkampf dargestellt ist. 1529 nahm Sultan Suleiman Ofen und bedrohte Wien. Wie fehlt man die Türken fürchte, zeigt eine Medaille aus diesem Jahre mit dem Bild König Ferdinands I. von Ungarn und einer lateinischen Umschrift, die bittet, der Herr möge dem König Stärke verleihen wider die Feinde des Kreuzes. Die Eroberung Wiens wurde durch die tapfere Besetzung verhindert, der die siegesgewohnten Janitscharen nicht standhielten. Unter dem Glöckengeläut aller Kirchen von Wien und der fröhlichen Musik von allen Türmen zogen die Türken ab, und dies glückliche Ereignis gab Anlaß zu zahlreichen Belagerungsmünzen von 1529. Aber noch einmal sollte die Türkengefahr die Mauern der Hauptstadt umdräumen. Es war jene berühmte Belagerung durch Kara Mustapha, die durch das Herauslösen der Erfabreke Karls von Lothringen und Johann Sobieski zunichte gemacht wurde. In den prächtigen Medaillen, die auf diese Rettung geschlagen wurden, spricht sich der ganze Jubel der befreiten Wiener aus. So zeigt eine Medaille das Porträt des tapferen Verteidigers Rhüdiger von Stubenberg und auf der Rückseite das Bild eines gefesselten Türkens, der unter Kriegsbedingungen am Boden kniet und darüber die Inschrift: „Der 60 Tage lang die größte Wut aushielt, / Macht, daß der Türk Zelt, Gelb, Fels, Stadt und Glück verspielte. 1683.“ Eine andere Medaille von der Hand des Nürnbergers H. J. Wolrab mit der Umschrift: „Wan diese Helben siegen, / So muß der Turk ersteren, / Hungarn der Fried vergnügen“, zeigt den Kaiser und die drei Befreier Wiens Johann Sobieski, Max Emanuel von Bayern und Johann Georg III. von Sachsen betend auf den Knien. Auf der Rückseite sind die fliehenden Türken dargestellt, während über Wien stolz der Adler mit Schwert und Stadtwappen schwebt: „Wien, das Adlernest, sich freut, / Das der Turken Heer zerstreut, / Danke Gott, o Christenheit!“ Auf die Siege der nächsten Jahre über die Türken werden Medaillen geschlagen, und besonders gefeiert wird die Einnahme von Ofen 1686. Eine seltene Schaumünze stellt z. B. die Eroberung der Stadt dar mit der Umschrift: „Warm vergossenes Ulrichenblut füllt dieses Ofens Glut.“ Eine Augsburger Medaille verherrlicht Kaiser Leopold als Triumphator; auf anderen Arbeiten besiegt der Wiener Adler den türkischen Drachen oder die Türken werden verspottet. Nach dem Siege Karls von Lothringen über den Großvater Suleiman bei Mohacz 1687 wird eine Medaille von P. H. Müller geschaffen, die die Niederlage bei Mohacz von 1526 dem neuen Siege an der gleichen Stelle in Bild und Inschrift gegenüberstellt. Die Wiedereroberung Belgrads von 1688, die durch eine Medaille Martin Brunners gefeiert wird, krönt dann den endgültigen Sieg der Christenheit über die Türken.



(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Die Nassauer bei den oberrheinischen Kreistruppen im siebenjährigen Kriege.

Von Th. Schüler.

Einem Überfall durch die Österreicher zur Wiedereroberung Schlesiens zuvorkommen, war bekanntlich König Friedrich II. von Preußen im August 1756 in Sachsen eingefallen und hatte die in einem verschwanzten Lager bei Pirna stehenden, mit Maria Theresia verbündeten Sachsen zur Streckung der Waffen gezwungen. Durch die am 1. Oktober den Österreichern bei Lomnitz gelieferte Schlacht waren die Pläne seiner Widersacher vorläufig vereitelt.

Gefährdet wurde seine Lage, als sich Frankreich, Russland und Schweden mit Österreichs Kaiserin verbündeten und diese den deutschen Reichstag durch Erklärung des Einfalls der Preußen in Sachsen als Landfriedensbruch zur Stellung einer 60 000 Mann starken Hülfssarne vermittelte.

Wie ungefährlich diese Reichssarne den Kriegsgeübten Truppen Friedrichs wurde, ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt und wird erklärlich, wenn wir uns den Teil derselben, den unsere engere Heimat stellte, etwas näher betrachten.

Das heilige Römische Reich deutscher Nation war in zehn Reichskreise eingeteilt, deren zahlreichen geistlichen und weltlichen Stände je nach Größe und Bedeutung zu den Erfordernissen des Reiches beitragen. Hier interessiert nur der Oberrheinkreis mit seinen Territorien an beiden Seiten des Rheins zwischen Worms und Lahnstein. Er hatte die Infanterie-Regimenter Nassau-Weilburg, Hessen-Darmstadt und Pfalz-Zweibrücken und eine Pfalz-Simmernische Reiter-Eskadron auf die Beine zu bringen, die dem Kommando des Kreisgenerals Prinzen Karl zu Stolberg unterstanden. Das Regiment Nassau-Weilburg, das in 17 Kompanien einen Effektivbestand von 1518 Köpfen haben sollte, wies einen solchen von 1371 Köpfen, das Regiment Hessen-Darmstadt in 9 Kompanien einen solchen von 746, das Regiment Pfalz-Zweibrücken in 19 Kompanien einen solchen von 1430 und die Simmernische Reiter-Eskadron in 3 Kompanien einen solchen von 132 Köpfen auf.

Über die Stellung dieser Truppen, ihre Bewaffnung, Ausrüstung, Verpflegung, Bekleidung und die Zeit ihres Zusammenseittes hatte der Kreisconvent auf dem Römer zu Frankfurt a. M. vielfache Verhandlungen gepflogen, nachdem bei der ersten Sitzung am 9. Dezember 1756 die feierliche Auffahrt der bei ihm beglaubigten Kreisgesandten der Stände und ihr zeremonieller Empfang durch zwei Frankfurter Ratssherren der zweiten Bank stattgefunden. Daß trotz vieler Kreisbeschlüsse und bekannt gegebener Vorchriften kaum die für den Frieden festgesetzte Stärke jeder Kompanie von 90 Mann erreicht und keinerlei Einheitlichkeit des für einen Feldzug Notwendigen unter den verschiedenen Kontingenten hergestellt werden konnte, läßt der weiter unten zu erwähnende Musterungsbericht erkennen.

Schon im Sommer 1748 hatte der Fürst von Nassau-Weilburg gelegentlich der Besichtigung seines Kreis-Infanterie-Regiments, zu welcher „einige Kontingente in neuen, andere in alten, etliche in zerrissenen Monturen und mit schlechtem Lederwerk“ erschienen waren, den Kreisconvent darauf aufmerksam gemacht, wie notwendig es sei, daß sich die Stände wenigstens wegen der sehr ungleichen, teilweise ganz unbrauchbaren Gewehre eines „anständigen Modells“ verglichen; denn diese seien „von Kaliber,

Gewicht und Länge dermaßen verschieden, daß sie nicht nur die Bewegungen beim Exerzieren beeinträchtigten, sondern daß auch die aus den Magazinen gelieferten Kugeln teils unbrauchbar, teils von geringer Wirkung, ja wohl gar zur eigenen Gefahr würden.“ Gleiche Bewandtnis habe es mit den langen, im Gehen hinderlichen Degen, für welche er Säbel nach hessischem und kurpfälzischem Muster vorschlug. Um seinen Ausführungen mehr Nachdruck zu geben, ließ er im Januar 1749 Gewehr, Säbel, Patronetasche, Kartusche „und allerhand dergleichen Puszeug“, wie es zu Weilburg im Gebrauch, auf das Kreisberatungszimmer zur Ansicht bringen. Der nassau-ösringische Kreisgesandte von Ochsenstein berichtet darüber an seine Regierung mit dem Bemerkung, „daß darauf nicht viel Reflexion scheine gemacht zu werden.“ Da überdies das Mustergewehr, das man das Sächsische nenne, dem nassau-ösringischen in Kaliber und Größe fast gleich, nur etwas leichter sei, und nicht sofort im ganzen Regiment, sondern nur wo es nötig werde, angeschafft zu werden brauche, so habe man sich darüber vorläufig keine Gedanken zu machen; nach einiger Zeit werde man wieder anders reden.

Das „Nassau-Weilburgische Oberrheinische Kreis-Infanterie-Regiment“ trug diese Bezeichnung nach seinem Chef, dem Fürsten Karl von Nassau-Weilburg, der seit 1754 Generalmajor des Oberrheinkreises, seit 1756 auch Generalmajor der Vereinigten Niederlande und seit 1757 Generalmajor von Kurpfalz war. Im übrigen hätte das Regiment richtiger nach der freien Reichsstadt Frankfurt benannt werden müssen, weil diese von seinen 17 Kompanien 7, Nassau-Weilburg dagegen nur eine stellte. Es setzte sich in folgender Weise zusammen:

1. (Leib-Grenadier-) Kompanie, Kontingent von Nassau-Weilburg, Kapitän Friedrich Moritz Georg v. Leich, Leutnant Karl Wilhelm Christian v. Leisch, 2 Sergeanten, 1 Fourier, 1 Kapitandarmes, 3 Korporale, 2 Tamboure, 2 Pfeifer, 7 Gefreite, 2 Fourierschützen, 2 Offizierknechte, 58 Gemeine, 1 Kommandierter, zusammen 83 Köpfe.
2. (Füsilier-) Kompanie, Kontingent von Leiningen-Heidesheim, Leiningen-Wartenberg, Leiningen-Guntersblum und Leiningen-Türlheim (Wettenheim), Leutnant Karl Friedrich Emanuel v. Molsberg, Fähnrich Friedrich Karl v. Frach und 76 Unteroffiziere und Gemeine einschließlich 9 Kranker und Kommandierter.
3. (Füsilier-) Kompanie, Kontingent von Solms-Braunfels, Leutnant Friedrich Georg Rudolf v. Romrod, Fähnrich Gottfried Karl v. Leisch und 74 Unteroffiziere und Gemeine einschließlich 13 Kranker und Kommandierter.
4. (Füsilier-) Kompanie, Kontingent von Salm-Salm, Salm-Kirburg, Grumbach, Grebenhain und Daun, Kapitän Aug. Heinrich v. Donov, Leutnant Karl Ludwig Graf v. Grumbach, Fähnrich Wilhelm Arnold Junker und 43 Unteroffiziere und Gemeine.

5. (Füsilier-) Kompanie, Kontingent von Nassau-Uisingen, Kapitän Karl v. Oheim, Leutnant Chr. Ernst v. Spiznäff mit 2 Sergeanten, 1 Fourier, 1 Feldscherer, 1 Kapitänarmes, 3 Korporalen, 1 Tambour, 1 Pfeifer, 3 Gefreiten, 2 Fourierschützen, 4 Offiziersknechte, 48 Gemeinen, 14 Kranken, 6 Kommandierten, zusammen 81 Köpfen.
6. (Füsilier-) Kompanie, Kontingent der Reichsstadt Frankfurt, Kapitän Anton Ulrich Wilhelm v. Klettenberg, Leutnant Lothar Wilh. Ernst v. Denhard, Fähnrich Karl Quatitz und 93 Unteroffiziere und Gemeine.
7. (Füsilier-) Kompanie, Kontingent der Reichsstadt Frankfurt, Kapitän Joh. Max. Bauer v. Eisenach, Leutnant David Tector, Fähnrich Georg Heinrich Cornelius Schuler und 93 Unteroffiziere und Gemeine.
8. (Füsilier-) Kompanie, Kontingent von Hohenlohe-Schillingsfürst, Kapitän Joh. Jakob Bender, Leutnant Ludwig Wilhelm Kanter, Fähnrich Georg Friedrich v. Berg und 75 Unteroffiziere und Gemeine.
9. (Füsilier-) Kompanie, Kontingent der Reichsstadt Frankfurt, Kapitän Alexander Kleind, Leutnant Joh. Karl Heinrich v. Adlersberg, Fähnrich Ludwig Dominikus v. Sand und 93 Unteroffiziere und Gemeine.
10. (Füsilier-) Kompanie, Kontingent von Solms-Rödelheim und Solms-Laubach, Kapitän Joh. Friedrich Schäfer, Leutnant Karl Friedrich Ludwig v. Roßmann, Fähnrich Franz Joseph Querfurth und 54 Unteroffiziere und Gemeine, einschließlich 6 Kranken.
11. (Füsilier-) Kompanie, Kontingent der Reichsstadt Frankfurt, Kapitän Barthol. v. Klettenberg jun., Leutnant Johannes Firnhaber, Fähnrich Joh. Jakob Lucius und 93 Unteroffiziere und Gemeine.
12. (Füsilier-) Kompanie, Kontingent der Reichsstadt Frankfurt, Kapitän Georg Friedrich Bauer v. Eisenach jun., Leutnant Georg Daniel Kremling, Fähnrich Joh. Heinrich Gerhard Münch und 87 Unteroffiziere und Gemeine.
13. (Füsilier-) Kompanie, Kontingent von Nassau-Uisingen, Kapitän Erasmus v. Lasberg, Fähnrich v. Schott, 1 Sergeant, 1 Fourier, 1 Kapitänarmes, 2 Korporale, 2 Tamboure, 2 Gefreite, 2 Fourierschützen, 41 Gemeine einschließlich von 8 Kranken und Kommandierten.
14. (Füsilier-) Kompanie, Kontingent der Reichsstadt Frankfurt, Kapitän Heinrich Georg Phil. Ochs, Leutnant Karl v. Bienenthal, Fähnrich Ernst Friedrich v. Wunderer und 93 Unteroffiziere und Gemeine.
15. (Füsilier-) Kompanie, Kontingent von Nassau-Saarbrücken, Kapitän Chr. Heinrich v. Reichenstein, Leutnant Karl Heinrich Franz v. Maldiz, 2 Sergeanten, 1 Fourier, 1 Feldscherer, 3 Korporale, 1 Tambour, 2 Gefreite, 2 Fourierschützen, 3 Offiziersknechte und 63 Gemeine.
16. (Füsilier-) Kompanie, Kontingent von Solms-Braunfels, Kapitän Prinz Friedrich zu Solms-Braunfels, Leutnant Cäsar Friedrich v. Breden, Fähnrich v. Nauroth und 72 Unteroffiziere und Gemeine.
17. (Grenadier-) Kompanie, Kontingent der Reichsstadt Frankfurt, Grenadierkapitän v. Klettenberg, Leutnant August Wilhelm v. Adlersberg, Leutnant Karl Franz v. Hunibracht und 92 Unteroffiziere und Gemeine.

Den Regimentsstab bildeten: Oberst Adolf Ludwig Eberh. v. Botheim, Oberleutnant Friedrich Reinhard v. Papenheim, Major Anton Günther v. Harling, Regiments-Quartiermeister v. Grode, Adjutant Querfurt, Auditeur Müller, 1 luther. und 1 reform. Feldprediger, 1 Regiments-Feldscherer, 1 Wagenmeister, 1 Profoß, 1 Regiments-Tambour und das Personal der aus drei Stücken bestehenden Regiments-Artillerie nämlich: 1 Feuerwerker, 7 Büchsenmeister und 3 Artillerieknechte.

Diese ihre Kontingente in Kriegsbereitschaft zu sehen, eilte den Ständen keineswegs. Bis die alten Feldrequisiten aus den Gerümpelkammern zusammengefucht und repariert oder erneuert Pferde und Geschirre für die Rüstwagen, Zelt- und Munitionsketten angelauft, Belte, Fahnen u. dergl. hergestellt waren, zog

der Frühling 1757 ins Land. Am 6. März schrieb ein nassauischer Regierungsbeamter an einen seiner Kollegen, er brauche sich mit der Bekleidung und Ausrüstung der für den Kriegsdienst angeworbenen Leute nicht zu überstürzen; denn „so lange eine Partie der anderen (Preußen und Österreich) genug zu schaffen gibt und sich auch in Zukunft das Gleichgewicht hält, so lange läuft der übrige Reichsteil keine Gefahr, verschlungen zu werden. Daß die meisten Stände im Herzen ebenso denken, ist kein Zweifel. Niemand wird sich überreilen, und die Reichsarmee wird gewiß zu spät kommen.“ Einige Wochen später benachrichtigt derselbe Beamte seinen Kollegen, er habe vernommen, daß sich der kaiserliche Hof mit der Absicht trage, ein französisches Truppenkorps in die Gegend um Frankfurt einzuladen, das die Zusammenziehung der Kreisvölker verlangen, nötigenfalls durch eine Art von Exekution befördern solle. Komme es wirklich zum Ausrücken, so werde doch der Feldzug von einer langen Dauer sein.

Dem Zwang gehorchend, versammelten sich seit Ende Mai 1757 die Oberhessischen Kreisstruppen um Frankfurt a. M., und zwar die Weilburger Kompanie in Mühlheim, die Idsteiner in Biebrich, die Ussinger in Neu-Isenburg, die Saarbrüder in Sprendlingen usw., um dann ein Lager auf dem Fischerfeld bei Frankfurt zu beziehen und ihre Ausrüstung zu vervollständigen. In den Tagen vom 14. bis 23. Juni wurden sie durch den Generalquartiermeister Oberst Hoffmann einer Musterung unterzogen, der die des Frankfurter Kontingents am 12. Mai vorausgegangen war. Am 24. Juni wurde das Lager nach Heusenstamm verlegt und dann von hier aus der Abmarsch nach Fürth und Nürnberg, der Operationsbasis der Reichsarmee, angetreten. Einige beim Ausmarsch noch fehlende Kontingente konnten erst vom 16. bis 18. August in Fürth gemustert werden, so die beiden Fürstlich Waldeckischen Kompanien mit dem Gräflich Wittgensteinischen und Maltheierordens-Kontingent vom Pfalz-Zweibrückischen und die beiden Solmischen Kompanien vom Nassau-Weilburgischen Regiment. Die Kompanie des Kapitäns Jacobi vom Pfalz-Zweibrückischen Regiment zu mustern war ihm unmöglich, da sie erst am Nachmittag des 23. Juni im Lager bei Frankfurt anliefen und auf dem Marsch nach Fürth „bis auf einen Korporal desertierte.“

Der umfangreiche Bericht über das Resultat der Musterung beleuchtet den jämmerlichen Zustand der Kreisstruppen. Nachdem der Generalquartiermeister den Mannschaften in einer Ansprache auseinandergesetzt, daß die Truppen der zehn Reichskreise zur Aufrechterhaltung von Frieden und Ordnung im heiligen Römischen Reich verbunden seien, um die des Oberhessenkreises dessen Konvent als obersten Kriegsherrn zu betrachten hätten, ermahnte er sie zur Eintracht und zum brüderlichen Zusammenstehen. Sodann verlas er die Kriegsartikel und nahm die Anwesenden in Eid und Pflicht; nur den Leutnant v. Maldiz von der Nassau-Saarbrückischen Kompanie, der erst 10 Jahre alt war, und den Fähnrich v. Nauroth von der Solms-Braunfelsischen Kompanie, der 14 Jahre zählte, schloß er davon aus, weil sie noch keinen richtigen Begriff von einem Eid hätten.

Bei der darauf folgenden Besichtigung der Bekleidung, Ausrüstung, Bewaffnung und militärischen Ausbildung der Truppen schnitt das Regiment Hessen-Darmstadt nach jeder Richtung hin am besten ab.

In einer weniger guten Verfassung befand sich das Regiment Pfalz-Zweibrücken. Die Uniformen der Offiziere waren von ungleicher Fasson, besonders die der Waldecker, die Monturen der Unteroffiziere und Gemeinen im Schnitt nicht wohl geraten und unanständig gemacht, ihre Hüte durch die Bank zu groß, so daß sie den Mann hindern, das Gewehr gerade auf der Schulter zu halten“. Einige Kontingente hatten uraltes Ober- und Untergewehr, einige gelehnte, andere gar keine Flinten, die noch nachkommen sollten. Einige Kompanien trugen die vorgeschriebenen Säbel, andere die alten Degen und breiten Bajonette. Die Korporale waren mit ungelenkem kurzen Gewehr versehen und in veralteter Weise auf ihre Posten eingeteilt. „Und ob zwar einige Kompanien in neuem Lederwurf erschienen, so war doch auch dieses nicht uniform, einiges gesteppt, anderes nicht, einiges breit, anderes schmal.“ Einige Tamboure hatten messingene, andere hölzerne Trommeln, einer trug das Schurzfell, der andere nicht. Verschwendenartig waren auch die Pfeifen der Pfeifer. Zimmerleute, Schanzarbeiter und Grenadiere fehlten ganz, „weil die Stände sich scheuten, die Kosten der Grenadiermützen, Luntens und Luntensverberger zu tragen, obschon die Grenadiere dem Regiment nicht nur ein respektables Ansehen geben, sondern ihm auch bei allen Gelegenheiten zu vielem Nutzen und zur Defense gereichen.“ Im Exerzieren mangelte es an Gleichmäßigkeit und Übung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mark Bonscheuer.

Von W. Wüst.

(Schluß.)

Das Zusammenlegen verschiedener Herren Landesteilchen erschwerte auch jede bessere Einrichtung der Markwaldungen und war ein ganz besonderer Verhinderungsgrund der Teilung der Markwaldungen. Zur erhofften Verbesserung der Waldungen hat die Gründung einer Waldgenossenschaft nirgends geführt, im Gegenteil: ärger denn je hausten die In- und Ausmärker in den Wäldern, so daß deren vollständiger Ruin zu befürchten war. Deshalb wurden die Markwaldungen bald der allgemeinen Forstaufsicht untergeordnet oder man suchte deren Teilung herbeizuführen. Im Jahre 1772 berichtet das Oberforstamt Idstein: „die sämtlichen Ortschaften haben dergegenüber übel in der Mark Bonscheuer gewirtschaftet, daß mehr wie die Hälfte in lahlen, lichten Schlag verwandelt worden ist, daß nicht einmal zu Anerziehung eines jungen Waldes mehr Holz genug zu finden ist.“ Es wird der Vorschlag gemacht, die Mark zu vermessen, in Schläge zu teilen, und die jährlich zum Holzteil vorhandenen Rütteln den Märkern nachüblichem Märkerrecht zu überlassen. Auf diese Weise erhielten die Märker eigenes Gehölz, der Wald würde verbessert, dem Fischtus zuwachsen. Doch auch dieses Mittel vermochte die Verwüstung der Markwaldungen nicht aufzuhalten. So erhielt das Forstamt Idstein 1781 den Auftrag zur Vermessung der Mark Bonscheuer zwecks Teilung, die im Interesse des Obermärkers und der gemeinen Märker lag. Nach dieser Vermessung umfaßte die Mark Bonscheuer ausschließlich der Wege und Straßen, wie auch Hofsäulen, Gärten und Wiesen, einschließlich Mosel 1623½ Moraen 77/8 Ruten; sodann gehörten dazu die nicht gemessenen Wiesen: 1. Eisighöfer Forstwies am Galgentüppel; 2. ein Suder im Boden; 3. eine Wies in der Frankenbach; 4. eine Wies am Stollenberg, letztere heute Obersteigers Wiese, weil sie der betr. Obersteiger der Bonscheuerer Bergwerke in Benutzung hatte. Das Forstamt Idstein hat gleichzeitig mit den Vermessungsakten einen Teilungsplan der Mark mit eingereicht, der von den einzelnen Gemeinden bereits angenommen worden war; es war also sofort zur Teilung geschritten und wird deshalb von der Regierung des Fürsten Carl Wilhelm getadelt. Es wird ihm vorgehalten, daß es nach Reskript vom 24. März 1773 ihm bekannt sein müßten, daß es mit der Mark Bonscheuer eine ganz andere Beschaffenheit habe, wie mit den Markwaldungen im Amt Ussingen. Nach dem Märkerding von 1695 (idem 1536 und besonders 1545), so wird hervorgehoben, ist der regierende Fürst zu Nassau der alleinige Obermärker und werden dessen voraufgeführten Rechte, auch die Rechte der Teilhaber der Mark nochmals genau aufgeführt. Nebstdem, so wird klar gelegt, trägt das Fürstliche Haus Nassau die Mark Bonscheuer von dem Gräflich-Hessen-Kurfürstlichen Hause Hessen zu Lehen und gehört überdasselbe, sowie alle andere fürstlichen Landesteile zu dem „Aidecommissio Nassovico“; hieraus folgt aber, daß diese Markteilung nach Grund und Boden, auch wenn man dazu entschlossen wäre, demnach nicht ohne Bewissen und Consens des Hessischen Lehensherrn und der Nassauisch-augustischen Häuser geschehen könnte. Weiter betont die damalige Fürstliche Regierung, daß die ihr zugesprochenen 427 Morgen 5¾ Ruten ein viel zu geringes Äquivalent für ihre Obermärker- und Eigentumsrechte sei, der Obermärker würde dabei zu kurz kommen, weil auch die bei der Teilung ausgeschlossenen Mitmärker übernommen werden sollten. Solche waren die Bonscheuerer Beraleute und der Zöllner Bach auf Zollhaus, sowie die Eigentümer der Ober- und Neunhäuser Höfe, denen nach Herkommen gleich andern Märkern Nutzungen zugesprochen seien. Weiter wird getadelt, daß der Feldmesser Hohn anscheinend nach Kopfzahl geteilt und auf jeden Kopf eine gleich starke Morgen- oder Rutenzahl berechnet, ohne Rücksicht auf Holzbestand, Weide, ob solche gemeinschaftlich bleiben soll usw. „Sehr bedenklich ist, daß der Gemeinde Schiesheim gerade das in der Gemarkung Mudershausen liegende Mosel zugeteilt und dadurch der Grund zu neuen Territorial- und Grenzstreitigkeiten mit Nassau-Dillenburg gelegt worden ist. Es wird deshalb sofortige Einsetzung in den alten Stand befohlen, die Förster und Schüzen werden aufgefordert, mit aller Strenge gegen die Freveler vorzugehen.“

Am 2. Januar 1781 bitten sämtliche Ortschaften der Mark Bonscheuer wiederholt um Teilung dieser Mark und ein vorgelegter Teilungsplan des untertätigsten Knechtes Holz hat bereits wieder die Zustimmung der Märkergemeinden. Es beginnen neue Unterhandlungen und endlich „ist gemeinsam verabredet, beliebt und festgesetzt, daß die Teilung nach denen Köpfen der Gemeindeglieder und Besitzten, jedoch so, daß immer zwei Besitzten vor ein Gemeindesglied gerechnet, geschehen solle, übrigens auch nur die in dem Ort sich aufhaltende und als wirkliche Gemeindesglieder und Besitzten anzusehende Personen in Anschlag kommen“. — Zu den sieben Ortschaften der Mark — zwei Häusern waren bereits eingegangen — finden sich 140 Gemeindesleut, 41 Besitzten und 13 Bergknappen, sodann 6 Juden. Die Herrschaft erklärt sich mit den ihr angebotenen 427 Morgen einverstanden, gibt an Mudershausen, daß die Bergknappen übernimmt, 40 Morgen besonders ab und zahlt dieser Gemeinde noch 300 fl. Auf dieser Grundlage wird alsdann (1783—1785) die Mark geteilt, jede Gemeinde erhält das ihr zufallende Teil zugemessen und die Aussteuung erfolgt in kürzester Zeit. Sämtliche entstandenen Kosten werden von der Herrschaft getragen „aus Gnaden“. Wegen der Rechte des Pfarrers und Lehrers zu Dörsdorf, die zwar nicht Märker waren, aber Observanz gemäß sich in der Mark beholzigen, auch Mast und Weide genießen, erhält Dörsdorf, woselbst die Mutterkirche ist, 4½ Morgen Wald zugeschrieben; jede der drei Filialgemeinden — Eisighofen, Berghausen, Mudershausen — muß 1½ Morgen von ihrem Bestand an Dörsdorf abtreten.

Nach allen Abzügen bleiben von der Mark Bonscheuer unter die Märkergemeinden zu verteilen 1202 Morgen 17½ Ruthen, von denen jeder Gemeinde ihr Teil „an denen Orten und Enden, wo es ihr am gelegensten und bequemsten ist“, zugemessen wird. Es erhält die Gemeinde:

1. Dörsdorf vor 21½ Kopf 161½ Morgen, 5½ Ruthen und zwar in nachstehenden Distrikten:

a) Vom Galgenköpfel	136½ Morgen	9½ Ruthen.
b) die Dreispitz	14 " "	17 "
c) dem Boden	10½ " "	19½ "
	Summa	161½ Morgen 5½ Ruthen.

2. Eisighofen vor 25½ Kopf 191½ Morgen 13¾ Ruthen in nachstehenden Distrikten:

a) Vom Hinterwald	53½ Morgen	11½ Ruthen.
b) Schnepfenkopf	30½ " "	14¾ "
c) obig dem Schnepfenkopf	18½ " "	6 "
d) am steinern Kreuz	19½ " "	9 "
e) dem Eichelgarten	1½ " "	1¾ "
f) aus dem Rassen	1 " "	2 "
g) dem Galgentöpfel	64 " "	13¾ "
h) die Forstwiese	3½ " "	15½ "
	Summa	191½ Morgen 13¾ Ruthen.

3. Berghausen vor 25 Kopfe 187¾ Morgen 12¾ Ruthen in nachstehenden Revieren:

a) Dem Hubholz	9½ Morgen	11¾ Ruthen.
b) dem vordersten Sandköpfel	48½ Morgen	10 "
c) das Gronauer Ed	16½ " "	14 "
d) den oberen Stollenberg	34½ Morgen	— "
e) dem Dietrich	23 " "	— "
f) zwischen dem Dietrich und Mattenbach	15½ " "	15 "
g) die Buchen Schell	28½ Morgen	6 "
h) St. Egidien Roth	7½ Morgen	18½ "
i) dem Schorpf	4½ Morgen	12 "
k) die Mattenbacher Wiese	7½ Morgen	5½ "
	Summa	187¾ Morgen 12¾ Ruthen.

4. Mudershausen vor 18½ Kopf 138½ Morgen 10 Ruthen, sodann nach § 6 des Teilungsprotokolls nach weiter 40 Moraen von wegen der Bonscheuerer Knabnschaft, mithin in toto (im Gesamten) 178½ Morgen 19 Ruthen in folgenden Distrikten:

a) Dem untersten Stollenberg	33½ Morgen	2 Ruthen.
b) Huthsborn	16½ Morgen	17 "
c) dem hintersten Sandköpfel	57½ Morgen	14 "
d) die Mattenbacher Wand	19 Morgen	18 "
e) dem Hubholz	50½ Morgen	21¾ "
f) die Forstwiese	17½ Morgen	5¾ "
	Summa	178½ Morgen 19 Ruthen

5. Schiesheim vor 91 $\frac{1}{2}$ Köpf 71 $\frac{1}{8}$ Morgen. Sodann nach § 8 des Teilungsprotokolls wegen der Anspann Wiese und Mattenbach noch besonders 8 Morgen, mithin in toto (im Gesamten) 79 $\frac{1}{8}$ Morgen und zwar in nachstehenden Revieren:

a) Den auf dem Mundershäuser Bann gelegenen Wald Mojet mit	67 $\frac{1}{8}$ Morgen	5 Ruthen.
b) aus dem unteren Stollenberg	12 $\frac{1}{8}$	15 "
	Summa	79 $\frac{1}{8}$ Morgen — Ruthen.

6. Rüdershausen vor 39 Köpf 293 Morgen 2 $\frac{1}{4}$ Ruthen in nachstehenden Revieren:

a) Dem Boden	53 Morgen	3 $\frac{1}{4}$ Ruthen.
b) vor Ohren	170 $\frac{1}{2}$	5 "
c) St. Egidiens Roth	58 $\frac{7}{8}$	5 $\frac{1}{2}$ "
d) forelen am Petersroth	7	13 "
e) von der Mattenbacher Wand	2 $\frac{6}{8}$	15 "
f) die Forstwies	1	— "
	Summa	293 Morgen 2 $\frac{1}{4}$ Ruthen.

7. Häusen vor 21 Mann 157 $\frac{3}{4}$ Morgen 4 $\frac{1}{4}$ Ruthen in folgenden Distriften:

a) Das Ban(n)holz	24 $\frac{3}{8}$ Morgen	3 Ruthen.
b) Forlen	5 $\frac{5}{8}$	1 "
c) vor dem Nassen	12 $\frac{1}{2}$	9 "
d) dem Nassen	74 $\frac{1}{2}$	1 "
e) dem Schnepenkopf	40 $\frac{5}{8}$	10 $\frac{1}{4}$ "
	Summa	157 $\frac{3}{4}$ Morgen 10 $\frac{1}{4}$ Ruthen.

Im Jahre 1788 wurde auf Antrag von Mundershausen, das behauptet, „die Bergleute verwüsteten den ganzen Wald“, die Besitzenschaft der Bonifazierer Bergwerke wieder von „der Herrschaft“ übernommen; Mundershausen gibt die erhaltenen 300 fl. zurück, ebenso die erwähnten 40 Morgen Wald und noch 20 Morgen von dem ihm zugefallenen Teil dazu.

Erwähnt mag noch sein, daß unsere ältesten Forstgesetze die Märkerordnungen sind, die häufig auch „Holzordnungen“ genannt werden. Wie „Bogel“ bezeichnend sagt, „suchen sie bloß negativ einschreitend die Verwüstung der Wälder zu verhüten“. Johann der Ältere von Nassau-Dillenburg erließ 1562 das erste ausführliche Forstgesetz, das regelmäßige Haltung, Hegung und Anpflanzung vorschreibt und ein anderes der Fürst Georg August von Nassau-Idstein in seiner 1714 renovirten Forst- und Waldordnung.

GND

Altnassauer Allerlei.

A. Sch. Die Strafanstalt Diez einst und jetzt. Im freundlichen Lahntal liegt das als höchst reinlich bekannte Städtchen Diez. Hoch oben thront auf steilem Porphyrfelsen eine Burg, die ehemals von den Grafen von Diez bewohnt wurde. Seit ungefähr 130 Jahren wird sie als Zuchthaus benutzt. Neuerdings gebraucht man dafür den wohlklingenderen Ausdruck „Königliche Strafanstalt“. Zu nassauischen Zeiten bestanden in der Anstalt zwei getrennte Abteilungen, eine Männer- und eine Frauenabteilung. Die meisten Männer wurden in der Marmorfabrik beschäftigt, die unweit der Burg an der Lahn erbaut worden war. Während die schweren Verbrecher die Marmoreblöcke sägten, wurden die leichten zu „Hauern und Schleisern“ ausgebildet. Mancher „Hauer“ hat sich sogar zum „Bildhauer“ emporgezüchtungen und wahre Kunstarbeiten geliefert. Davon zeugt das schöne Kriegerdenkmal auf dem Diezer Friedhof. Ein Bildhauer, der als Beamter fungierte, leitete diese Abteilung. Eine andere Abteilung der männlichen Gefangenen wob zu Leinenwand, was die im oberen Stock hausenden Frauen spannen. Noch andere Männer wurden von Diezer Handwerkmeistern zu Schreinern, Schuhmachern usw. zugeführt und beschäftigt. Der Rest der Frauen besorgte die Küche und die Anstaltswäsche. Die Kleidung der Männer bestand aus einem rauen, wollenen Stoff von blauer und gelber Farbe (nassauische Landesfarbe); die eine Längshälfte der Ärmel war blau, die andere gelb. Als bald nach der Einlieferung wurde den Männern eine „Schappel“ (Ring) am unteren Fuß ange-

schweißt, an welcher eine lange Kette mit einer ziemlich schweren Kugel hing. Bei der gewöhnlichen Beschäftigung lag die Kette nebst der Kugel auf dem Boden. Ein unangenehmes Rasseln entstand, sobald der Gefangene sich bewegte. Wurde der Gang zur Marmorfabrik angetreten, so wurden zwei und zwei Gefangene zusammengeschlossen. Dabei wurde die Kette auf die Schulter gelegt und die Kugel in eine Ledertasche gesteckt. Tag und Nacht, bis zur Entlassung, blieben Mann und Kette vereint. Ein hindrender Gang begleitete den Entlassenen oft durchs ganze Leben und wurde ein Kainszeichen für ihn. Die Frauen trugen gedruckte Kleider. Heute tragen die Männer — Frauen kommen nicht mehr in die Diezer Anstalt — Hose, Weste, Jacke und Kappe von braunem Tuch, so daß man sie von Arbeitern der Freiheit immer noch leicht unterscheiden kann. Die Leitung der Anstalt war in nassauischen Zeiten meist pensionierten Amtsmännern übertragen, denen ein Schreiber und ein Verwalter beigegeben war. Zellenhaft, das heißt Einzelhaft, kannte man nur für schwere Verbrecher oder als Strafmittel für Vergehen gegen die Hausordnung. Letztere währt nur einen Tag bis einige Wochen. Im übrigen wurden die Gefangenen in großen Sälen beschäftigt und von Gardisten (Aufsehern) beaufsichtigt. Eine erziehliche Einwirkung kannte die nassauische Regierung nur durch die sonntäglich gehaltene Predigt seitens städtischer Geistlichen beider Konfessionen. In dieser Beziehung wurde es seit 1866 wesentlich besser, da unter der preußischen Verwaltung außer dem Gottesdienst zur Besserung auch der Unterricht zu Hilfe genommen wird. Bald nach der Einlieferung wurde von einem Anstaltslehrer im Nebenamt der Gefangenen auf seine Schulkenntnisse geprüft und einer der drei Klassen überwiesen. Es wurde Unterricht in allen weltlichen Fächern, namentlich auch im Zeichnen, erteilt, um die Sträflinge fürs spätere Leben geschickt zu machen. Dieser Grundsatz ist ein höchst beachtenswerter. Seit 1866 erteilen auch die Geistlichen beider Konfessionen wöchentlich eine Stunde Religionsunterricht. Daneben ist es den Gefangenen gestattet, den Geistlichen allein sprechen zu können. Auch vermittelt der Geistliche, wenn möglich, ihre Aussöhnung mit den Angehörigen. Letztere dürfen zu dem Zweck, wie auch zur Beprechung von unaufziehbaren Familienangelegenheiten, am Sonntagvormittag in der Anstalt vorsprechen. Hierbei ist der Hausvater zugegen, überhaupt ist die Behandlung heute eine humane. Die Prügelstrafe kennt man nur noch in Ausnahmefällen, und nur selten tritt der „Prügelbock“ und der „Prügelmeister“ (ein handfester Aufseher mit einer Knute) in Aktivität. Die Prügelstrafe wird nur noch bei Widerstanden gegen die Hausordnung angewendet. Der preußische Staat verwendet zu Leitern des Zuchthauses pensionierte Offiziere und abgegangene Unteroffiziere. Neuerdings ist der Einlieferungsbezirk geändert; es kommen meistens Verurteilte eines Teiles der Rheinprovinz und des westlichen Westerwaldes hierher, während früher nur Nassauer und später (nach 1866) auch Frankfurter hier eingeliefert wurden. Die Zahl der Sträflinge beträgt etwa 200. Gegenwärtig ist der größte Teil der Gefangenen mit Herstellung von Militärkleidern beschäftigt. Ein anderer Teil arbeitet unter einem Werkführer (zugleich Aufseher) in der Schreinerei und Schlosserei und stellt fertige Büreaueinrichtungen her. — Vor ungefähr 20 Jahren ging der Betrieb der Marmorfabrik an die Firma Dyckerhoff und Neumann in Wiesbaden über, da der Staat mit dem bisherigen Betrieb eine zu große Zufuhr erhielt. Die Fabrik wird heute noch unter dem Namen „Strafanstalts-Marmorfabrik“ weiterbetrieben. Im Jahre 1897, bei der Belegung der Anstalt mit älteren Gefangenen, wurde der Unterricht eingestellt. Die Bewachung der Gefangenen gehörte durch Soldaten der Garnison Diez. Seit der zweijährigen Dienstzeit werden die Gefangenen Tag und Nacht nur von den Aufsehern der Anstalt bewacht.

J. B. Die verschwundene Gräfin. In der „Limburger Chronik“ wird folgender seltsamer Fall über das Verschwinden einer Gräfin vom Stein in Nassau berichtet. Es heißt da: „Eine Abtsfrau derer vom Stein hatte zwei Söhne und vier Töchter, deren jede einen Ritter zum Mann hatte. Und als die vier Ritter bei ihrer Schwiegermutter im Hause waren und die zwei Ritter vom Stein, ihre Söhne, da hatte die Frau sechs Ritter beilammen über ihrer Tafel sitzen, das waren vier Edame und zwei ihre Söhne und ihr Mann war auch ein Ritter gewesen. Und als sie so an der Tafel saßen, sagte die Frau: „Diefer Ehren ist zu viel.“ Kurz danach steht die Frau auf und geht heimlich ihre Straßen weg, daß nie kein Mensch die Wahrheit hat erfahren können, wohin sie gekommen wäre.“